



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

L.: Ein Stück europäischen Sklaventhums.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

In ersterer Beziehung haben die Abgeordneten Rickert und Richter treffend auf den Grundirrtum in den Regierenzaufstellungen aufmerksam gemacht, als ob die durch die Ausgestaltung der inneren Organisation des Reiches bedingten Mehrausgaben sowohl, wie die durch die wirthschaftliche Kalamität bedingte geringere Ertragsfähigkeit der Zölle und Verbrauchssteuern auf dauernden Ursachen beruhten. Dies Argument richtig gewürdigt, dürfte sich in den Statsansätzen manche Korrektur vornehmen lassen. Außerdem haben die genannten Redner schon eine ganze Reihe möglicher Ersparnisse angedeutet, und die Budgetkommission wird ihnen in dieser Richtung mit gewohnter Spürkraft folgen. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie wieder diesen oder jenen vergessenen Vermögensposten ans Licht ziehen und zur Verminderung des Ausgabenetats nutzbar machen wird. So ist die Aussicht nicht unbegründet, daß das sogenannte Defizit, wenn auch nicht ganz beseitigt, doch wenigstens beträchtlich reduziert wird. Auch im schlimmsten Falle aber ist kein Grund einzusehen, weshalb die Matrikularbeiträge über ihren gegenwärtigen Betrag hinaus durchaus nicht mehr gesteigert werden dürften. Selbst wenn der Mehrbedarf in der vollen Höhe des Statsvoranschlages bestehen bliebe, würden die Matrikularbeiträge doch das Niveau nicht überschreiten, auf welchem sie zu Zeiten des Norddeutschen Bundes bereits standen. Und gewiß ist es doch rathsamer, den Apparat der Matrikularbeiträge, trotz seiner Mangelhaftigkeit, unter dem Vorbehalt seiner vollständigen Beseitigung respective seiner gründlichen Verbesserung noch einmal anzuspinnen, statt sich auf Neuerungen einzulassen, welche selbst eine Reform nicht sind, wohl aber einer solchen in bedenklicher Weise präjudiciren können.

Nach alledem begreift sich, warum man bei der ersten Berathung des Budgets von einer Erörterung der Steuervorlagen Abstand nahm. Dieselben gelangen gesondert, und nunmehr ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Steuerreform, zur Verhandlung. Der Gedankengang, in welchem sich die Budgetdebatte bewegte, ist in dem, was wir über die Bemerkungen von Rickert und Richter gesagt, im Wesentlichen angedeutet. Die Schwäche der Vertheidigung, welche vom Bundesrathsstiche aus versucht wurde, zeigt, daß man sich über das Schicksal der Steuervorlagen keine Illusionen macht.

x. e.

Ein Stück europäischen Sklaventhums.

Ich hätte diesen Artikel auch überschreiben können: „Der moderne Schacher mit Manuskripten“; damit habe ich gesagt, um was es sich handelt, und will,

ohne nach geistreichen Einleitungsgedanken zu haschen, auf die Sache selbst eingehen.

Die Erzeugnisse unserer Tagesliteratur sind ihrer größeren Masse nach zur Waare, zur Waare im allertraurigsten Sinn des Wortes herabgesunken. Wer daran etwa noch zweifelt, der werfe einen Blick in irgend eine Nummer des „Zeitungskurier, Organ für Zeitungsverleger, Redaktionen, Verlagsbuchhändler, Schriftsteller und dramatische Autoren“. Wir sind weit entfernt, die Haltung und Leitung dieses Blattes, das mit 1877 seinen ersten Jahrgang abgeschlossen hat, irgendwie bemängeln zu wollen. Eine gewisse Biederkeit Schriftstellern und Buchhändlern gegenüber ist darin unverkennbar. Aber das Dasein eines solchen Blattes, das vom 1. Jan. 1878 an in bedeutend vergrößertem Format erscheint, ist ein betrübendes Zeichen, welcher Barbarei unser Kulturleben in seinen feinsten Ausläufern entgegengeht. Denn den Kern dieses Blattes bildet, von einigen recht lesenswerthen Artikeln abgesehen, der Manuskrripten=Markt, euphemistisch „Novitätenliste für den Zeitungs=Verlag“ genannt. Wie in der Gemüsehalle sind hier die neuesten Erzeugnisse unserer „Autoren“ — womöglich gleich Duzendweise zusammengebunden, wie die Zwiebeln —, unter viel versprechenden Titeln, zuweilen mit zweckmäßigen Andeutungen versehen (wie z. B., daß der „Bauchbruder“ „für Universitätsstädte“ passen dürfte), in fast unübersehbarer Reihe ausgestellt. Muß da nicht einem richtigen Zeitungsverleger das Herz im Leibe lachen? Wenn er zugreifen will, erhält er „umgehend Zusendung der Manuskripte zur Prüfung unter Angabe des bezüglichen Honorars“. Binnen 14 Tagen muß er sich entscheiden, ob er das Manuskrript abdrucken will, eventuell es zurücksenden. — Noch trauriger aber wird's, wenn wir den Annoncentheil des Zeitungskuriers aufschlagen. Hier bietet nicht etwa bloß Dr. John Robin sein Gehöröl gegen Schwerhörigkeit, Taubheit, Saufen und Brausen u. und ein Herr Schlörke seine verbesserte Erbswurst, sondern auch das „Literarische Centralbureau, Berlin N. W.“, das der Zeitungskurier herausgibt, bietet „das neueste Opus eines gefeierten Klassikers, 25—30 Feuilletons“, „zum Abdruck in Zeitungen“ an, macht bekannt, daß „eine zur Hälfte erschienene geistvolle Originalnovelle schon jetzt für den weiteren Abdruck durch uns zu beziehen“ ist. — So etwas ist möglich beim Volk der Denker und Dichter! Man wird sich gewöhnen müssen, uns „das Volk der Dichter und Trachter“ zu nennen. Was wird denn die Folge dieses Schachers, dieses Trödelmarktes sein? Wir wollen, um ganz gerecht zu verfahren, zuerst ein paar heilsame Folgen erwägen, von denen die Einrichtung möglicherweise begleitet sein könnte. Der Schriftsteller scheint gegen die Ausbeutung durch gewissenlose, gegen die unverdiente Ignorirung seitens gleichgültiger Zeitungsverleger einiger=

maßen geschützt zu sein. Er kommt vielleicht ein paar Jahre früher zu einem „Namen“, der, um mit dem Zeitungs-Kurier zu reden, „Alles gilt“; er kommt ein paar Jahre früher — sagen wir's gerade heraus, zu seinem Geld, wenn er sich entschließt, seine Geistesprodukte in der angedeuteten Weise auf den Markt zu werfen. Allein ein literarischer Charakter wird sich nur im Strom des literarischen Lebens selbst, nicht im stillen Hafen des Manuskript-Marktes bilden. — Dem Schriftsteller ist vielleicht der Verdruß erspart, seine halbvergilbten Manuskripte von säumigen Redaktionen zurückzufordern, oder sie unstät und flüchtig von einem Redaktionsbureau zum andern wandern zu lassen. Aber was hier auf der einen Seite an äußerlichem Vortheil gewonnen ist, das ist auf der andern Seite unwiderbringlich verloren, indem eben durch die Vermittlung des „Vermittlungsorgans“ die persönliche Fühlung zwischen Schriftsteller und Zeitungsverleger, das persönliche gegenseitige Vertrauen, das unseres Erachtens die Lebenslust einer gesunden Journalistik ist, abgestumpft und schließlich ertödtet wird. — Vielleicht — und das wäre in der That kein geringes Verdienst — wird durch das Vermittlungsorgan manches Geistesprodukt, dem man von vornherein keine andere Bezeichnung geben kann als die: „vor Druck zu bewahren“ — in der Stille abgewürgt, ehe es gespensterhaft von Redaktion zu Redaktion wandert, ehe die Welt durch seine Veröffentlichung behelligt wird. Wenn wir aber auf dem Manuskriptemarkt Artikel angeboten finden, welche die Etiquette tragen: „Eine Tengel-Tangel-Gesellschaft,“ „Der Don-Juan-Klub,“ „Die Brautnacht“ und hart daneben „eine Nebenbuhlerin,“ so wird wenigstens der Zweifel erlaubt sein, ob nicht die obenangedeutete Hoffnung eine trügerische ist. — Also was wird bei der ganzen Einrichtung herauskommen? Herabwürdigung schriftstellerischer Produkte zur gemeinen Duzendwaare, zur Fabrikwaare, Förderung der „Mache“, unter der unsere Tagesliteratur schon bisher genug gelitten hat, Ueberwuchern der Mittelmäßigkeit, Schriftstellerei um des Gelderwerbs und abermals um des Gelderwerbs willen! „Heutzutage, wo die Schriftstellerei keine Lieblingsbeschäftigung in müßigen Stunden, sondern ein Erwerbszweig ist, muß vor allen Dingen“ u. s. w. — mit diesen Worten beginnt ein „die Leidensgeschichte der Manuskripte“ betitelter, im übrigen recht lesenswerther Aufsatz des „Zeitungs-Kuriers“. — Doch halt, daß wir nicht ungerecht sind, wenn wir sagen, die Mittelmäßigkeit werde durch das Vermittlungsorgan groß gezogen! Wir sind ja oben einem „gefeierten Klassiker“ begegnet. Es ist Carl Gutzkow, und — die Fata, die seinem neuesten Opus begegnet sind, seitdem das „Bureau“ beauftragt war, dasselbe „zum Abdruck in Zeitungen zu vergeben“, sind interessant genug. In einer süddeutschen Stadt erscheinen zwei Tagesblätter, die einander im großen Ganzen

so ähnlich sind, wie ein Ei dem andern; nennen wir sie der Einfachheit wegen, Namen thun ja nichts zur Sache, — „das Neue Tagblatt“ und „die Neue Zeitung“. Das „Neue Tagblatt“ kündigt seinen Lesern am Schluß des vorigen Jahres an, es werde im nächsten Quartal den Gutzkow'schen Roman „Offiziers-ehre“ zum Abdruck bringen, der übrigens, was das „Neue Tagblatt“ nicht sagte, bereits in ein paar andern norddeutschen Blättern zu erscheinen angefangen hatte. Statt dessen erscheint am 30. Januar d. J. der Anfang einer andern Erzählung von Otto Müller, welche längst solid gebunden, in jeder Buchhandlung zu haben ist, und die Redaktion des „Neuen Tagblatts“ erklärt dazu: „Wir werden für die „Offiziers-ehre“ von Carl Gutzkow, deren Reproduktionsrecht wir erworben hatten, unsere Leser durch andere Werke berühmter deutscher Autoren vollauf zu entschädigen suchen.“ Nun erscheint am 8. Februar in der „Neuen Zeitung“ eine Erklärung von Carl Gutzkow selbst, die darauf hinausläuft, das „Neue Tagblatt“ habe zwar die Absicht gehabt, die „Offiziers-ehre“ abzudrucken, habe aber keine Zahlung für dieselbe geleistet, weil das „Neue Tagblatt“ nur in einfachen Bürgerfamilien gelesen werde. Die Verantwortung für den Ausdruck „erworben“ überlasse er jener Agentur in Berlin, — wir kennen dieselbe! Ein paar Tage darauf erscheint in der „Neuen Zeitung“ die Erklärung, sie werde die Gutzkow'sche „Offiziers-ehre“ zum Abdruck bringen, sobald Auerbach's „Landolin von Reutershöfen“, der beiläufig bemerkt, ebenfalls in einem halben Duzend von Blättern zugleich das Licht der Welt erblickt hat, beendet ist. Und siehe da, noch ehe Landolin beendet ist, beginnt am 16. Februar in der Neuen Zeitung wirklich die Gutzkow'sche „Offiziers-ehre.“ Und das neue Tageblatt“ wird wohl auf die Gutzkowsche Berichtigung hin eine etwas verschnupfte Erklärung abgeben? Bewahre! In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht. An demselben 16. Februar beginnt das neue Tageblatt, noch ehe die Heldin der Müller'schen Erzählung glücklich ins Jenseits befördert ist, frischweg den Abdruck der „Offiziers-ehre“, da „im Kreise unserer Leser Stimmen laut geworden sind, die Offiziers-ehre ebenfalls kennen zu lernen.“ Weder das neue Tageblatt noch die Neue Zeitung haben die obligate Vogelschönche „Nachdruck verboten!“ vergessen; da aber das Neue Tageblatt mehr Raum im Feuilleton hat, als die „Neue Zeitung“, so ist es der Kollegin im Abdruck-Wettrennen bereits um eine Nasenlänge voraus, und wer das Glück hat, auf beide Blätter abonniert zu sein, hat zugleich den Vortheil, die Druckfehler des einen Blattes nach dem andern berichtigen zu können. Wenn nicht die „Neue Zeitung“ nochmals einen Trumpf ausspielt, so wird die Leserin des Neuen Tageblatts etliche Wochen früher erfahren, ob „sie sich kriegen“, als die Leserin der Neuen Zeitung. — Wir hätten es selbstverständlich nicht für der Mühe werth gehalten, diesen tragikomischen Handel

attenmäßig zu skizziren, wenn nicht sein Verlauf so äußerst lehrreich dafür wäre, wie weit man es mit der „Vergebung von Manuskripten an ein Vermittlungsorgan“ bringen kann. —

Um mit einem positiven Vorschlag zu schließen, möchten wir das literarische Centralbureau ersuchen, ein Preisauschreiben für einen Roman „Literatenehre“ zu erlassen und den preisgekrönten Roman an recht viele deutsche Zeitungen zu „vergeben.“

L.

Lessing's Hamburgische Dramaturgie.

Für die oberste Klasse höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von Dr. Friedrich Schröter und Dr. Richard Thiele. Halle, Waisenhaus, 1877.

Lessing's Dramaturgie gehört zu jenen Büchern, die viel gelobt und wenig gelesen werden. Man spricht von ihrem hohen Werth, man rühmt ihren heilsamen Einfluß, aber man kennt, man versteht sie nicht.

Es ist das eine beklagenswerthe Erscheinung, für die man aber das Publikum nicht allein verantwortlich machen darf. Das Verständniß der Dramaturgie bietet nicht wenige und nicht unerhebliche Schwierigkeiten, die gehoben werden müssen, soll die Beschäftigung mit ihr, was dringend zu wünschen ist, eine allgemeinere werden. So hat man es denn mit Freuden zu begrüßen, daß kurz nach einander von zwei Seiten her der energische Versuch gemacht worden ist, jenem Uebelstande abzuhelpfen. 1876 hat Cosack, 1877 haben Schröter und Thiele in Gemeinschaft das Meisterwerk Lessings kommentirt. Cosack hat außer einer kurzen literar-historischen Einleitung nur den Kommentar gegeben und darin unleugbar viel Treffliches geboten; Schröter und Thiele haben den Text beibehalten, ihn Schritt für Schritt erläutert und in einer nicht weniger als 136 Seiten umfassenden Einleitung alle in Betracht kommenden Fragen auf das eingehendste besprochen. Ihrem Werke muß man den Preis zuerkennen, und so wollen wir einen Augenblick dabei verweilen.

Die Einleitung behandelt in zwei Abschnitten die äußere Geschichte des Hamburger Unternehmens und den Inhalt der Dramaturgie. In beiden Abschnitten wird weit ausgeholt, wird mit der größten Umsicht und Gewissenhaftigkeit verfahren; jede Zeile, jedes Wort zeugt von den gründlichen Studien, welche die Verfasser gemacht haben. Ich wünschte nur, sie hätten es zu größerer

Grenzböten I. 1878.

46